Der
Breslauische Erzähler.

Eine Wochenschrift.
42. Stück.

Den 17ten October 1807.

Erklärung des Kupfers.

Das Stift und die Kirche zu Unser lieben Frauen auf dem Sande zu Breslau.

Das Kupfer zeigt die vordre Ansicht dieses großen maßiven Gebäudes und links darneben den Thurm zur Kirche, wie er jetzt sich den Augen darstellt. Von der Kirche selbst erblickt man nur den Haupt-Eingang, weil die langen Seiten der Kirche eine andre Richtung haben.

Auch dieser Kirche fiel das Loos im Sommer des gegenwärtigen Jahres, eine Zeitlang den polnischen Recruten zum Aufenthalt zu dienen. Sie ist aber jetzt schon seit einiger Zeit wieder hergestellt und ihrer höhern Bestimmung wieder gegeben.

Die Geschichte dieser Gebäude findet sich in der topographischen Chronik von Breslau No. 37. S. 284.

Im Herbste.

Es war ein herbstlicher Tag, schon fielen welkende Blätter, und verödet stand der freundliche Hain. Die Flut, sonst ein Schauspiel des Lebens und der Thätigkeit, ruhte jetzt in feierlicher Stille; nirgends ein Laut mehr, als nur das Rauschen des Nordwinds in den Baumzweigen, nirgends ein lebendes Wesen, als hie und da noch geschäftige Landleute, und in der Ferne weidendes Wollenvieh. Eine Schaar von Vögeln, die sich in dem nahen Walde gesammelt hatte, begann jetzt ihre Wanderung in die ferne Zone, und schwebte am trüben Himmel dahin, es waren die letzten Hainbewohner, die von uns schieden, denn ihre Reisegefährten waren schon weit voraus. — Wie ist doch alles nur ein Bild des allmähligen Hinschwindens, dachte ich, und wandte meinen Blick. — Die Sonne war eben im Untergehen, ihre letzten Strahlen fielen noch einmal auf die Gegend und — sie verschwand. Hell färbte sich der westliche Horizont, glühendes Roth umfloß die benachbarten Hügel mit ihren Windmühlen, und majestätisch ragte fernhin der blaue Zobten durch den rosigen Hintergrund. Nebelschleyer umflorten jetzt die Ferne, die Abendröthe sank tiefer hinab, und aus der Weite tönte der Abendglocke Klang, dem sterbenden Tage und der Natur ein Grablied. Ich blickte traurig hinüber, über die welkende Flur und in das sterbende Abendroth, und Bilder der Wehmuth und des Todes erfüllten meinen Geist. Zeigst du, rief ich aus, mir ein Bild des Hinscheidens, o Natur! o warum ist dann das Leben so kurz, wenn nach diesem Abend-

rothe

rothe nichts mehr folgt, als öde Nacht? —— Aber jetzt stieg der Mond in Osten über die Hügel herauf, sein Glanz erhellte mild die Dämmerung, und eine neue Welt schien vor meinen Blicken zu erstehen. Freudig wandte ich mich: Strahlst du nicht hell durch das Dunkel, rief ich aus, wie der Frühschein der Unsterblichkeit durch der Gräber Nacht? und will das ewige Wesen vielleicht durch dich den Zweifelnden belehren? —

J. G. K—n—sch.

Zur Charakteristik Paul Gerhard's.

(Ueber sein Leben und seine Schicksale siehe Jahrg. 6. Seite 478.)

Die Lieder Paul Gerhard's behaupten in unseren Gesangbüchern einen ganz vorzüglichen Rang. Er steht zunächst an dem großen Luther durch die Kraft und Gluth seiner heiligen Empfindung und durch die edle Einfalt, die er seinen Gesängen aufgedruckt hat. Welch ein Geist herrscht in den Liedern: o Haupt voll Blut und Wunden und O Welt, sieh hier dein Leben am Stamm des Kreuzes schweben! Sie können nicht ohne Rührung gelesen werden.

Einige Zeit nachher, als er seines Amtes in Berlin entsetzt worden war, dichtete er das Lied: Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich. Viele Ausdrücke und Wendungen darin werden durch die Kenntniß seines Schicksals erst recht anziehend.

Er gieng wie am angeführten Orte erzählt worden, nach Sachsen, wo er gebohren und jetzt durch seinen Ruf schon bekannt war. Eines Tages kehrte er in einen Gasthof ein und wollte daselbst mit seiner Familie übernachten. Seine Gattin war noch immer trostlos, klagte und weinte und ängstigte sich über das Elend, dem sie sich jetzt nebst ihrem Manne und ihren Kindern ausgesetzt sah. Gerhard that alles, um sie zu beruhigen und führte ihr Davids Ausspruch zu Herzen: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen. Er gieng sodann in den Garten des Wirthshauses, setzte sich auf eine Bank und dichtete das herrliche Lied: Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt ꝛc. Er las dies verfertigte Lied seiner Frau vor und beruhigte sie etwas. Noch denselben Abend kamen zwei Abgeordnete des Herzogs Christian von Merseburg in den Gasthof und wollten ebenfalls daselbst übernachten. Sie ließen sich mit Gerhard in ein Gespräch ein und sagten: daß sie von ihrem Herrn nach Berlin gesandt wären, um einen abgesetzten Prediger aufzusuchen. Die ängstliche Frau zitterte und fürchtete ein neues Unglück. Aber ihr Mann sagte: „ich bin der gemeinte Gerhard.“ Die Gesandten, erfreut ihn hier zu finden, überreichten ihm einen Brief des Herzogs, worin er ihm ein ansehnliches Jahrgehalt bis zur ferneren Versorgung anboth.

Mit Thränen im Auge wandte er sich zu seiner Gattin und rief: „Sieh, wie Gott sorgt! Sagte ich dir nicht: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen?“

Der Churfürst Friedrich Willhelm las einmal das gedruckte Lied: Befiehl du deine Wege und ward davon so gerührt, daß er sich nach dem Namen des Verfassers erkundigte. Als er Gerhard nennen hörte, bereuete er seine Strenge gegen ihn und würde diese wieder gut gemacht haben, wenn dieser fromme Mann nicht schon wieder versorgt gewesen wäre.

Kgßr.

Seltne Unpartheilichkeit.

Zur Zeit der Regierung Königs Peter des Strengen, oder wie ihn die geistlichen Herren nannten, des Grausamen, sollte ein braver Schuhmacher zu Toledo von dem dasigen Erzbischof auf öffentlichem Markte schlecht gesprochen haben. Der fromme Herr, entbrannt über die Frechheit des Schusters, ließ ihn gefangen nehmen und ohne Untersuchung und viele Weitläuftigkeiten hinrichten. Der Sohn des Schuhmachers, ein entschloßner Mensch, ohne Furcht, bekannt mit der Gerechtigkeitsliebe seines Monarchen, verklagte den geweihten Mörder bei dem hohen geistlichen Gericht. Er bewies die Unschuld und den Mord seines Vaters so sonnenklar, daß die Richter sich genöthigt sahen den Erzbischof als schuldig zu erklären und ihm zur wohlverdienten Strafe — ein Jahr lang das Messelesen zu untersagen.

Dem Schuhmacher schien diese Strafe für einen Mord viel zu gelinde zu seyn. Er wartete daher blos auf eine schickliche Gelegenheit, diesen ganzen

Vor-

Vorfall dem Könige zu berichten und ihn um Gerechtigkeit gegen einen ungerechten Bischof anzuflehen. Sie fand sich bald. Der König kam am Frohnleichnamsfeste gewöhnlich nach Toledo, um der daselbst großen Prozeßion beizuwohnen. Als er auch dieses Jahr erschien, fiel der Schuster ihm zu Füssen und erzählte ihm das Unglück seines Vaters. Peter hörte ihn ruhig an und fragte ihn, welche Strafe der Erzbischof nach seiner Meinung wohl verdient habe. „Wer Menschenblut vergeußt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden" war die Antwort des Klägers. „Würdest du wohl, fragte der König weiter, das Herz haben, ihn mit eigner Hand zu tödten?" — „O mit Freuden, versetzte der Schuster, wenn Ew. Majestät mir es erlauben wollten." „So thue es denn," erwiederte der König. „Ich werde dein Verfahren zu entschuldigen wissen."

Der Schuster fand sich am folgenden Tage bei der Prozeßion ein, welcher die Erzbischöfe von Toledo und Sevilla beiwohnen mußten. Versehen mit einem tüchtigen Dolch nahm er seine Stellung vor des Königes Pallast, erwartete hier den heiligen Zug, nahm seinen Mann schon von weitem aufs Korn, und streckte ihn, indem er sich zu ihm hinandrängte, mit zwei Dolchstichen zur Erde nieder, worauf derselbe in wenigen Minuten den Geist aufgab.

Der Mörder ward auf der Stelle ergriffen und gebunden. Ganz Toledo erschrack über ein so beispielloses Verbrechen, den ersten der Geweihten im Lande bei einer so feyerlichen Religionshandlung, im Angesicht von so viel tausend Zeugen ermordet zu sehen. Eben wollte man den Ergriffnen mit Gewalt

ins

ins Gefängniß schleppen, als der König, der diesen ganzen Auftritt vom Balcon seines Pallastes nicht unerwartet mit angesehen hatte, herunter rief und den Befehl gab, den Verbrecher vor ihn zu bringen.

Jedermann zitterte vor dem künftigen Schicksale des Schusters, weil man den Charakter des Königes kannte und wußte, wie streng er die Verbrecher zu richten pflegte. Als dieser daher vor ihn geführt wurde, redete er ihn mit harten Worten an: „Verruchter! welcher Teufel ist in dich gefahren, daß du es wagst, den ersten Bischof des Reichs im Angesicht Gottes und des Königes und so vieler tausend Frommen des Landes, am Tage des allerheiligsten Festes, da Jedermann Buße thut und sich vor Gott demüthigt, zu morden?“ Der Schuster erzählte darauf mit einer Freimüthigkeit, die alle Anwesende in Erstaunen setzte, die Geschichte der Ermordung seines Vaters, seine Klagen gegen den Mörder und die ihm von dem hohen geistlichen Gericht wiederfahrne Gerechtigkeit. Der König fragte darauf die anwesenden Richter, ob sich dies alles so verhielte? Diese bestätigten die Aussage des Gefangenen und fügten hinzu, daß dem Verbrecher dadurch hinlängliche Genugthuung gegeben worden wäre, indem man dem Erzbischof ein Jahr lang das Messelesen untersagt habe, welches für einen Geistlichen seines Standes in der That eine sehr harte und unerhörte Strafe gewesen sey.

Der König hieß darauf den Schuhmacher niederknieen, um von ihm selbst auf der Stelle sein verdientes Urtheil zu vernehmen. Die Granden des Reichs stellten sich jetzt in die gewöhnliche Ordnung

und der Schuster that, wie ihm der König befohlen hatte. Da die ganze Versammlung ein tiefes Stillschweigen beobachtete, sprach der König folgendes Urtheil: „Da ein hohes geistliches Gericht dem Erzbischof zu Toledo für einen an dem schuldlosen Vater dieses Gefangenen verübten Mord die sehr gerechte Strafe zuerkannt hat, daß derselbe ein Jahr lang nicht Messe lesen sollte, so verurtheile ich diesen Schuster, der auf eine so freche Art den Tod seines Vaters zu rächen wagte, hiermit feyerlich dazu: daß ihm ebenfalls ein ganzes Jahr lang — das Schuhmachen untersagt sey. Damit er indeß mit seiner Familie zu leben hat, so soll er ein Jahr lang die Hälfte der Einkünfte des getödteten Erzbischofs erhalten, für die andre Hälfte aber sollen zum Besten des Verstorbenen Seelenmessen im ganzen Lande gelesen werden." —

Etwas über Romanenlektüre.

Wenn es wahr ist, daß unser jetziges Zeitalter, bey weitem mehr mit Lastern und Thorheiten ausgestattet ist, als alle vorhergehenden, so möchte ich diese Behauptung noch am meisten an der Lesewuth des deutschen Publikums bewährt finden, die leider, wie die unsägliche Menge von Leipziger Meß-Produkten bezeugt, einen ziemlichen Grad erreicht hat. Unter andern Umständen könnte diese Lesesucht ein Mittel werden, um Bildung und Aufklärung unter den Menschen zu befördern; jetzt aber, da sie eine so verkehrte Richtung genommen hat, ist ihre Wirkung grade entgegengesetzt; denn welchen Einfluß

kann wohl die Lektüre von Romanen des gemeinen Schlages auf Bildung und Moralität haben, da dem verdorbenen Geschmack des großen Haufens, jedes bessere Buch anekelt. Um sich über Plan und Tendenz aller der geschriebenen Sächelchen zu belehren, darf man größtentheils nur die Verzeichnisse ihrer Nahmen und Titel ansehen, die oft albern genug ausfallen, und deren Lektüre mir wenigstens oft schon zur Erschütterung des Zwergfells gedient hat. Welcher Unsinn in den Büchern selbst enthalten ist, das geht bis ins Unglaubliche, wie stark aber demohngeachtet die Nachfrage nach solchen: Abentheuerlichen, Banditen- Räuber- und Gauner-Streichen, oder nach ähnlichen Lebens- Liebes- und Wundergeschichten von herumirrenden Rittern, Kobolden und Geistern, ist, davon kann sich nur derjenige einen Begriff machen, der irgend einmal eine Leihbibliothek besucht hat. Da giebt es ein Gedränge, nicht anders als ob man den Stein der Weisen kaufen könnte; Schreiber, Handwerksburschen, Kammermädchen und Phrynen rufen da um die Wette: O, mein Theurer, mir nur eine recht grause Gespenstergeschichte! Seyn Sie doch so gütig um ein Buch, das von einem Banditen handelt, oder wo sich ein Paar drin erstechen! O Gott! mir vor allen andern eine recht rührende Liebesgeschichte! und was des lächerlichen Zeugs mehr ist. Ich befand mich neulich in einer solchen Leihbibliothek, und da mir eben ein Buch in die Hände fiel, von dem man mir sagte: es werde stark gesucht, so konnte ich mich nicht enthalten, flüchtig hinein zu blicken; gleich beim ersten Aufschlagen fand ich folgende Stelle:

„Sein

„Sein blaßes silberfarbenes Licht (des Mondes) stellte jeden Gegenstand in eine Gestalt eines sanften Eindrucks dar, der in eine süsse Energie hinriß, und über die Seele überirdische Empfindungen auszubreiten schien. Eine feierliche Stille herrschte überall, nur ein leiser Westwind bewegte einstweil das grüne Laub, und das Trieseln der die Wiese hie und da durchschneidenden Bächen spielte dazwischen harmonisch ein." Der Titel war: Sagen der Böhmischen Vorzeit. 1798.

Kann man wohl etwas unsinnigeres schreiben; und dennoch bin ich fest überzeugt, daß man tausend ähnliche Beyspiele auffinden würde, wenn man sich nur die Mühe nehmen wolte, alle den albernen und faden Unsinn aufzusuchen.

J. G. K—n—sch.

Ecclogen.

Ein Staat ist beneidenswerth, in dem alle Bürger so rechtschaffen und ihrer Pflichten beflissen sind, daß es sie empören muß, wenn man einen unter ihnen vorzugsweise tugendhaft oder gerecht nennen wollte. Die Athener waren erbittert, daß man den Aristides, den Gerechten nannte und verbannten ihn. Welch eine Eifersucht um die Tugend selbst offenbahrt sich unter diesem Volke! Wenn es ein Unrecht gegen einen unschuldigen Mann begeht, so geschieht es in dem Gefühl, daß es, als Gesammtmasse, reinen moralischen Werth hat und haben muß und daß keiner den andern in der Rechtschaffenheit sich zuvorkommen lassen dürfe. Statt man zur damaligen

Zeit die höchste Ehre in wirklich guten Grundsätzen und Handlungen suchte, setzt die Nachwelt gewöhnlich ihren Stolz nur in die Titel, Prädikate, Abzeichen und Privilegien, die der Tugend gebühren, nicht aber ihr immer verliehen werden. Man hört es gleichgültig, wenn jemand als ein rechtschaffner Mann geschildert wird, aber hat er Reichthum, Vorrechte, Patente, einen hochtönenden Namen erhalten: so wird er beneidet; Beweis genug, daß man auch lasterhaft seyn könnte, wenn man dieselben Vortheile dadurch erlangte.

Man hat die Ursachen des Wachsthums und der ungeheuren Macht des Römischen Staates in verschiedenen inneren Einrichtungen gesucht und allerdings ist dies der rechte Weg, die Erscheinung zu erklären. Denn die äußeren Verhältnisse waren ihm bis zu einem gewissen Zeitraume gar nicht günstig. Aber alle innere Einrichtungen würden gar nicht die Resultate geliefert haben, welche die Geschichtschreiber daraus herleiten, wenn sie nicht einen allgemeinen Character gehabt hätten und dieser war die Strenge. Die Gewalt, mit der die Bürger angehalten wurden, den Gesetzen gemäß zu handeln und das mächtige Ansehen, in dem die Obrigkeiten standen, erzwangen gleichsam das Gedeihen dieser Republik und machten sie unüberwindlich. Daher sagt ein alter Schriftsteller: wenn ein Fremder nach Rom komme, glaube er nicht in einen Freistaat, sondern in eine Monarchie zu treten, die von dem strengsten Gebieter beherrscht werde.

Sobald

Sobald Erz und Eisen erfunden wurden, verschwand nach den Beschreibungen der Dichter das goldene Zeitalter von dem Erdboden. Wann die Menschen so aufgeklärt werden, den wirklich groß zu nennen und mit der höchsten Ehre zu lohnen, der das meiste zur Wohlfarth und zur Erhaltung des Menschengeschlechts thut, wird das goldne Zeitalter zurückkehren!

Kgßr.

Mariens Lob ihres Liebhabers.

Was ist mein Freund doch für ein Kerl,
Im rothen Rock und Westchen,
Er dreht sich, wie ein Suppenquerl
Und rührt mein Herz, gleich einer Perl
In einem Puderkästchen!

Kein Hamster springt, wie er so leicht,
So schlank ist keine Stange,
Kein Bock hat ihn im Lauf erreicht,
Kein Kutschergaul, kein Affe gleicht
Ihm an geschicktem Gange!

Gleichwie ein Floh durch Hemd und Strumpf
Mit glattem Rüssel dringet:
So biegt, im glänzenden Triumph,
Er gar gelenksam seinen Rumpf,
Wenn er mich sanft umschlinget!

Wollt' ich es ihm befehlen noch:
Durch eine Fensterscheibe,
Ja selber durch ein Schlüßelloch,
Und endlich durch das Ehejoch
Kröch er mit ganzem Leibe!

Er

Er hüpft gar lustig um mich her,
Wie meines Vaters Füllen;
Kein Heupferd ist so flink wie er,
Er kratzt und koset, wie ein Bär,
Mit süßverliebtem Willen!

Sein Krebsgesicht ist roth und braun,
Wie eines Puters Nase,
Er hebt es stolz, wie ein Kapaun,
Und will den Goliath zerhaun,
Kommt er vom Brantweinglase!

Streich ich ihm dann den Stachelbart,
Und sage: „Komm mein Schätzchen"!
Dann wird er gleich so weich und zart,
Wie Kater Miz in seiner Art,
Leckt ihn sein treues Kätzchen!

„Ja, spricht er dann, „zu dir zurück"
Stand meiner Sehnsucht Schnabel:
Ein ungeheurer Liebesstrick
Zog mich beim Herzen und Genick
Zu deiner Hände Gabel!" —

Da schmunzelt er, wie an dem Teich
Ein Frosch in grünen Linsen,
Die Seele wird ihm käseweich,
Sein Herz ein mürber Sauerteig,
Sein Lächeln süßes Grinsen!

Hat vollends er sein Haar gekämmt
Und sich in nichts vergessen,
Kein Schöps, der, herrlich abgeschwemmt,
So eben aus dem Bade kömmt,
Kann dann mit ihm sich messen!

O dieser Jüngling zart und fein
Schwand jetzt aus meinen Augen,
Da muß ich denn, vor Liebespein,
Wie eine Bärin, ganz allein,
An trocknen Pfoten saugen!

Kgßr.

Charakterzüge.

Dem Kanzler Thomas Morus übersandte ein Vornehmer, der einen sehr wichtigen Prozeß hatte, den Jener ihm zu Gunsten entscheiden sollte, zwei große silberne Kannen von großem Werthe zum Geschenk. Morus ließ dieselben mit dem besten Wein füllen und gab sie dem Ueberbringer mit der Antwort zurück: sagt euerm Herrn, daß ihm jederzeit mein ganzer Weinkeller zu Diensten stehe, niemals aber die geringste Gefälligkeit, das Recht auf irgend eine Art zu beugen.

Dügas, Policeyaufseher von Lyon, wurde einstmals von den Beckern angegangen, den Preis des Brodts zu erhöhen. Er nahm die Deputirten derselben freundlich auf, hörte ihre Gründe an und entließ sie mit dem höflichen Bescheide, daß er ihren Antrag genau überlegen wollte. Beim Weggehen ließen sie auf einem Tische einen Beutel mit 200 Louisd'or zurück, der ihrer Bitte den gehörigen Nachdruck geben sollte. Als sie einige Zeit darauf wiederkamen, erhielten sie folgenden Bescheid: „Meine Herren, ich habe bei näherer Erwägung ihrer Gründe nicht rathsam gefunden, das Brodt den Armen ohne Noth zu vertheuern. Die zu meiner Verwendung zurückgelaßnen 200 Louisd'or habe ich unter die Armen unserer Stadt vertheilt, weil ich mir nicht vorstellen konnte, daß Sie dies Geld in einer andern Absicht bei mir niedergelegt hätten. Da ich aber daraus ersehn, welche reichliche Allmosen Sie auszutheilen noch im Stande sind, so können Sie bei dem bisherigen Brodtpreise nicht einen so großen Verlust

leiden, als Sie vielleicht aus zu großer Aengstlichkeit für die Zukunft, vorgeben!

Carl Rollin, der berühmte Historiker, Rector der Universität zu Paris, war der Sohn eines Messerschmidts und in seiner Jugend zu dem nämlichen Handwerk bestimmt und angehalten worden. Einst befand er sich an einer vornehmen Tafel. Sein Nachbar zerlegte den Braten, Rollin wurde aber gewahr, daß das Messer nicht schneiden wollte. Sogleich wandte er sich zu ihm und sagte: „mein Herr! nehmen Sie dieses, indem er ihm das seinige überreichte, es wird besser, als das Ihrige seyn. Ich, als einer vom Handwerk verstehe mich darauf, denn mein Vater war Messerschmidt und ich war es in der Jugend auch."

Als der berühmte Colbert auf dem Todbette lag, schrieb ihm der König auf eine sehr schmeichelhafte Art: er möchte doch alle Sorgfalt für seine Erhaltung tragen. Man las ihm den Brief vor; er antwortete keine Silbe. Man brachte ihm eine Suppe; er aß nicht davon. Starr sah er vor sich hin. Endlich fragte ihn seine Frau, ob er nicht dem Könige antworten wolle? — „Dazu habe ich keine Zeit, sagte Colbert, ich denke jetzt blos daran, wie ich dem Könige aller Könige antworten werde, an dem mir unendlich mehr gelegen ist."

Carl V. stand einst dem groben Geschütze sehr nahe. Man warnte ihn, sich der Gefahr nicht zu sehr auszusetzen. „Hat man wohl je ein Beispiel, antwortete er, daß einen Kaiser eine Kugel getroffen hätte?"

Im Jahre 1760 belagerte Prinz Ferdinand von Braunschweig die Stadt Gießen, die man nur in der Eil befestigt hatte und die allein durch die Tapferkeit ihres Vertheidigers, des Barons dü Blaisel, bedeutend wurde. Dieser unerschrockne Offizier hielt alle Angriffe der Feinde heldenmüthig aus. Die Aufforderung sich dem Prinzen zu übergeben, beantwortete er ganz kurz. „Ich bin hier, um mich zu vertheidigen, nicht um zu capituliren," sagte er. Als der Adjutant ihm vorstellte, er möchte durch seine Hartnäckigkeit den Prinzen nicht zu strengen Maaßregeln zwingen, setzte der Baron hinzu: „Ich diene meinem Herrn nun schon 30 Jahr und schon seit langer Zeit bin ich von Furchtsamkeit frei. Wenn der Prinz Ferdinand Lust hat, so wollen wir anfangen." — Die Stadt wurde nicht eingenommen.

Auflösung des Räthsels im vorigen Stück.

Der Zopf.

Räthsel.

Zwischen Alternativen
Steh ich, wie Felsen,
Mächtig, ohne zu weichen!
Durch Silesiens Fluren
Kannst du mich sehen
Sanft und beweglich schleichen!

Dieser Erzähler wird alle Sonnabend in der Buchhandlung bey Carl Friedrich Barth in Breslau ausgegeben, und ist außerdem auch auf allen Königl. Postämtern zu haben.

8. 42.



Das Sand Stift zu Breslau